

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 15. Jänner 1828.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der König mit seiner Familie und dem ganzen Hofstaate in ihren sammtgezierten Dratorien, und die Messe begann mit dem vollen Es-dur-Accord, das Kyrie folgte in höchst frommen und erhabenem Style, und alle Anwesende bewunderten die Leistung dieses jungen Künstlers. Die Capellmitglieder bekamen auf einmal den tiefsten Respect vor dem jugendlichen Dirigenten, und unter den übrigen Anwesenden bewunderten die Kunstkenner die tief gedachten und schön verbundenen Harmonien und Wendungen der Themata, die anderen Zuhörer lobten still unter einander die Anmuth der Melodien und die wohlangebrachten Effectstellen. Willner war mit ganzer Seele bey seinem Geschäfte, und freute sich im Stillen seiner wohl gelungenen Arbeit, noch mehr aber der überaus pünctlichen Ausführung, welcher die königliche Capelle die größte Aufmerksamkeit widmete. Von Zeit zu Zeit blickte er schon während dem Kyrie in die königlichen Dratorien und ermutigte sich immer in des Königs beyfälligen Mienen.

Jetzt begann mit aller Kraft das Gloria im prächtigsten Kirchenstyle, in B-dur, und zeichnete sich durch brillante Instrumentirung sowohl als durch echte Originalität aus, ohne doch dem Profanen sich zu nähern.

Vier Solo-Stimmen in Begleitung zweyer Violoncellos und des Contra-Basses, begannen jetzt das Quoniam, und trugen mit religiösem Gefühle die herrlich gedachte Composition vor. Von diesem Sage sagten die, welche ihn gesungen und gespielt hatten, er sey so trefflich, daß es unmöglich sey, ihn nur mittelmäßig vorzutragen, sondern er ergreife unwiderstehlich, und reiße zu dem tiefsten Gefühle hin. Daher kam es auch, daß die Zuhörer über dieses Quoniam entzückt waren, und mit der größten Aufmerksamkeit auf jeden neuen Tact hörten, der ihnen jedes Mal eine neue Schönheit darbot. Willner selbst hatte sich diese Wirkung nicht gedacht, wie er nachher selbst gestanden. In Es schloß dieser Satz, der in As begonnen hatte, und nun trat ein kräftiges Fugenthema, mit den Worten: Cum sancto spiritu, in

der Haupttonart ein, das der Componist mit vieler Meisterschaft in Bach's Schreibart glücklich durchgeführt hatte.

So folgte nun immer ein Satz dem andern, und jeder enthielt eigne Vortrefflichkeiten, die die vorigen zu verdrängen schienen, aber von den nächsten immer wieder übertroffen wurden. Ausgezeichnet schön war das kräftige Credo, welchem nebst dem vierstimmigen Chore noch ein Bass untergelegt war, der das Wort Credo immer kräftig zwischen die einzelnen Sätze des Glaubensbekenntnisses sprach. Einfach erhaben war das Tenor-Solo des Agnus Dei, ganz in sanftem Charakter hingegossen; tief gefühlvoll das folgende Miserere nobis allein für den vierstimmigen Chor geschrieben und im echten Geiste des Tonsetzers ausgeführt. Herrlich zeigte sich die gründliche Kenntniß, das tiefe Gefühl und die natürliche Originalität des Componisten endlich im Schlusssatz: Donna nobis pacem. Wirklich bemeisterte sich die Empfindung der andächtigen Bitten aller Zuhörer, und aller Mitwirkenden wie des Dirigenten selbst, im höchsten Grade, und schloß das herrliche Kunstwerk, würdig eine Kirchen-Composition genannt zu werden, und geeignet dem jugendlichen Meister die Hochachtung Aller zu gewinnen. Überdies war auch seine Direction bestimmt und kunstgerecht zu nennen, und alle Capellisten waren umgewandelt in ihren Ansichten von diesem Jünglinge, den sie vor kurzem entweder stolz verachtend, oder mitleidig angeblickt hatten.

Willner verließ mit dem Kammermusicus M** die Kirche, und begab sich mit ihm in seine Behausung.

Tags darauf zur bestimmten Stunde stand unser Freund wieder im Vorgemach des Ministers, seinen Bescheid erwartend. Diese Stunde war die peinlichste seines Lebens, denn von ihr hing sein ganzes Glück ab; er war sich wohl bewußt mit Ehren seine Probe bestanden zu haben, aber berühmte Künstler standen mit ihm in den Schranken, und dieß machte ihn dem Erscheinen des Herrn v. Kautenkranz bang entgegen sehen. Endlich gingen die Thüren des Audienz-Zimmers auf, und freundlich trat der Minister dem Harrenden entgegen. Eine kleine Pause, die nach Willners Eintritt entstand, machte diesen noch bekommener, aber endlich hub der Minister also an:

„Wenn Sie nicht Wunder thun können, so gebührt Ihnen und Ihrer Probebearbeitung das unzweydeutigste Lob, und dieß zolle ich Ihnen hiemit von ganzem Herzen. Ihr Fleiß und Ihre Kunstfertigkeit haben daher unsern allergnädigsten Monarchen bestimmt, Ihnen nächst einer Belohnung die Stelle des zweyten Capellmeisters mit allen Emolumenten zuzusichern. Empfangen Sie also meinen herzlichsten Glückwunsch und zugleich Ihr Diplom. Nach Verlauf von vier Wochen werden Sie antreten. Ihre nähere Instruction wird Ihnen dann zugefertigt werden.“

Willner war außer sich, er wußte kaum Worte zu finden für seine Gefühle. Der Minister entließ ihn jetzt mit der größten Freundlichkeit, und wie von unsichtbaren Wesen getrieben, lag Willner alsbald an seines Freundes M** Brust. „Ich bin angestellt!“ waren die einzigen Worte, die er in seiner Freude aussprechen konnte. Nicht minder erfreut war über die Nachricht Pauline, denn nach dem, was sie von Willner wußte, hing mit seinem Glück auch ihr Wohl genau zusammen. Als nun der erste Freudenrausch vorüber war, öffnete Willner das Diplom, und fand dabey ein Geschenk von 100 Ducaten, nebst der Ernen-

nung zu seiner Würde, und der Ausgabe eines Gehaltes von 1500 Thalern jährlich.

Vor allen Dingen reiste nun Willner mit Paulinen schleunigst zu deren Ältern zurück, und brachte alle seine Sachen in Ordnung. Nicht wenig erstaunten die Professoren bey der Vorzeigung des Diplomes und äußerten: „Es sey dieß ein zur Zeit noch nicht Statt gehabtes Ereigniß;“ wünschten ihm aber von Herzen alles mögliche Gute. Wenige Tage nach diesem allen wurde in allen öffentlichen Blättern Willners Ernennung zum zweyten Capellmeister allerhöchsten Orts aus bekannt gemacht.

Willner las dieß, als er eben an die Familie Esber Bericht erstatten wollte über die glückliche Wendung seines Geschickes; doch ließ er sich dadurch nicht von seinem Schreiben abhalten, aber er beschloß zugleich baldigst in seine Vaterstadt zu reisen, und um Opheliens Hand bey ihren Ältern zu bitten. Kaum waren daher die nöthigen Briefe der Post übergeben, als Willner und mit ihm Pauline und deren Mutter nach B** zu reisen sich anschickten, und am dritten Tage auch wirklich schon auf dem Wege waren.

16.

Dieß war die heiterste Reise unsers Willner, denn wer am Wagen vorbey eilte, mußte glauben, es werde ein Lustspiel in demselben aufgeführt, da Scherz und heitere Laune unsichtbar den vierten noch leeren Platz im Wagen eingenommen hatten und ihre Stimmung der übrigen Reisegesellschaft mittheilten. Spät am Abende langten unsere Reisenden an Willners künftigen Wohnorte, in der Residenz an. Hier wurden nun von Paulinen und Willnern der freundlichen Mutter wiederum die Begebenheiten der letztverfloffenen Wochen umständlich erzählt. Am andern Morgen nahmen alle Drey die von Herrn M** für den Capellmeister gemiethete Wohnung in Augenschein, und fanden sie äußerst angenehm und bequem. Nach eingenommenem Frühstück fuhren unsere Reisenden wieder weiter, und erreichten erst gegen Mitternacht B**, Willners Vaterstadt, wo sich alle, nachdem Willner zwey Zimmer im Gasthose gemiethet hatte, gar bald der Ruhe überließen.

Am andern Morgen erwachte Willner sehr früh, und freute sich des schönen Morgens, der ihm erlaubte seinen Vorsatz auszuführen. Nachdem auch die beyden Frauenzimmer, wohlgeruht und schön geschmückt, nach eingenommenem Frühstück vor ihm standen, sprach er zu Paulinens Mutter Folgendes:

„Wertheſte Frau! Sie wissen sehr wohl, warum ich nach B** gereist bin, nemlich mir eine Braut zu holen, die ich nun um so leichter zu erhalten glaube, da meine Umstände mit einem Male eine so glückliche Wendung genommen haben. Aber auch Sie nebst Ihrer lieben Pauline sind nicht ohne Absicht von mir ersucht worden, mitzureisen, doch will ich diese Ihnen noch nicht mittheilen, da Sie nur zu Ihrem Besten ist, und Ihnen viel Vergnügen am Ende noch gewähren soll, versprechen Sie mir nur in meine Anstalten zu willigen, und der gute Erfolg soll Sie dieß Versprechen nie gereuen lassen.“

„Nun meinethwegen,“ entgegnete Frau Schön, „machen Sie was Sie wollen, ich traue Ihrer Gutmüthigkeit.“

Nicht so ganz ruhig war es in Paulinens Innerm, doch unbekannt mit Willners Plänen, wagte sie es nicht ihre Besorgnisse zu äußern.

„Ghe ich Sie aber mit den Einzelheiten meiner Vaterstadt bekannt mache, habe ich an dem heutigen Tage noch einen Gang vor, den ich mitzumachen von Ihnen nicht verlangen kann. Ich will mir heute eine Lebensgefährtin wählen, und dazu bedarf jedes gute Kind den Segen seiner Ältern. Die meinigen wohnen nun schon zwölf Jahre auf dem Friedhofs ruhig neben einander. Zu ihnen will ich also meinen ersten Gang heute thun und um Segen zu meinem Vorhaben ihre Geister ansehen.“

„Lieber Herr Capellmeister,“ entgegnete Frau Schön, „Ihre kindliche Liebe macht Ihnen Ehre, und ich wünschte wohl Ihre Ältern an ihrer Ruhestelle mit Ihnen zu besuchen, wenn es nicht Ihr Wille ist, allein dahin zu gehen?“

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor,“ entgegnete Willner. „Wenn es Ihnen also beliebt, so machen wir uns sogleich auf den Weg.“ Bey diesen Worten bot er Paulinen und ihrer Mutter den Arm und ging mit Beyden nach dem Gottesacker vor die Stadt.

Schweigend schloß der Pförtner auf Willners Besuch und nach empfangener Gratification das Thor der ruhigsten Wohnung auf, stieg langsam die breiten Stufen, zur kleinen Kircthüre führend, den Fremden voran, und öffnete die kleine, von hohem Alter zeugende Begräbniskirche zur Lieben Frau. Man sieht auf dem Altare die heilige Jungfrau im blauen Gewande mit dem Jesusknaben auf dem Arme. Die ganze Kirche ist sehr altmodisch mit Gemälden frühern Ursprungs geziert, und man findet in derselben nichts Merkwürdiges. Einzig zu bewundern ist die feine eingelegte Holzarbeit an der Kanzel, die noch ein Beweis früheren Kunstfleißes. Nachdem sich die beyden Frauen in der Kirche umgesehen, führte sie Willner wieder ins Freye, und links um die Kirche zu den Hügeln, die seine Ältern deckten. Weinend faltete Willner hier seine Hände, bat von kindlichem Gefühl durchdrungen seine Ältern um ihren Segen zur Verbindung mit Ophelien, ging alsdann in sich selbst versunken mit seinen Begleiterinnen der Wohnung des Thorwärters zu, und bat ihn die bezeichneten Gräber heute und jeden Frühling mit schönen Blumen zu bestecken, wofür er ihm sogleich eine Bezahlung einhändigte, mit der Versicherung, daß alljährlich eine gleiche Summe an ihn eingehen sollte. Der Wärter versprach die pünctlichste Pflichterfüllung und fügte noch hinzu: „Wenn jetzt nicht immer so garstiges Wetter gewesen wäre, so hätte ich die Gräber schon bekränzt, denn die Mamsell Elber bringt mir oft Blumen für die beyden Gräber, oder gibt mir Geld welche zu kaufen.“

Bey diesen Worten blickte Willner nach seinen beyden Begleiterinnen, in deren Mienen er dieselbe Gemüthsbewegung las, die in ihm vorging. Er dankte von inniger Freude durchdrungen, zwar schweigend, in seinem Herzen Ophelien und erkannte an dieser Handlung ihr schönes, engelreines Herz. Nun ging es wieder der Stadt zu. Da gewahrte Willner in Elbers Hause eine ihm unbekanntes Thätigkeit und er hätte wohl gern die Ursache davon gewußt; aber er mußte warten, bis er durch einen Besuch davon unterrichtet wurde, und diesen stattete er ab, da er seine beyden Reisegefährten für die Zeit seiner Abwesenheit angenehm zu unterhalten gesucht hatte.

(Der Schluß folgt.)

Mit einem Kranz.

Ihr Blumen, die geboren hat ein Küssen
Des Himmels und der Erde,
Sagt an, was jede von euch sprechen werde,
Wenn ihr die theure Freundin kommt zu grüssen?

„Ich Rosenblume will ihr schnell vertrauen,
Dass ich von glüh'nden Trieben
Ein Zeichen bin, und wie's so süß zu lieben,
Und was man sonst noch spricht zu schönen Frauen!“

„Ich still bescheidnes Weitschen auf den Auen:
Seit dich die Welt geboren,
Hab' ich gar viel an meinem Werth verloren,
Und was man sonst noch spricht zu zarten Frauen!“

„Ich Lillie: Laß nimmermehr dir grauen
Vor deiner Zukunft Tagen,
Wer reines Herzens ist, darf nicht verzagen,
Und was man sonst noch spricht zu edlen Frauen!“

„Vergifmeinnicht wird ihr in's Auge schauen,
Aus blauem Aug' in's blaue,
Dann glängen beyde sanft im Thränenthau,
Denn Thrän' ist Wort bey Blumen, wie bey Frauen!“

Und werdet ihr auch holden Lohn erwerben
Für solch ein holdes Flüstern?

„Wir schmiegen uns an ihren Busen lüftern,
Und tauschen Duft um Duft, und sterben — sterben.“ —

Ludwig Fetteke d.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im November 1827.

Wer Hamburg vor einiger Zeit verließ, und sieht es jetzt wieder, der muß erstaunen über die Veränderungen und Verschönerungen. Wo sich sonst düstre, mit Geschütz besetzte Wälle befanden, erblickt man mit Sinnigkeit geordnete Gartenanlagen; ein Blumenreichthum lacht und duftet bis tief in den Herbst hinein den Lustwandelnden an, und schlängelnde Parkwege führen ihn rings um die Stadt; Plätze zum Ausruhen fehlen nirgend, und diese sind so wohl gewählt, daß man beynabe von jedem derselben einer herrlichen Aussicht genießt. Nahe dem Elb-Pavillon zählt' ich vergangenen Sommer auf drey Beeten über 4000 zugleich blühende Rosen von allen Farben und Gattungen; es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck diese wunderschöne Stelle auf jeden Naturfreund hervorbringt, wenn er seinen Fuß zum ersten Mal dorthin setzt. Unnötig halte ich, zu sagen, wie viel von Wetter und Beleuchtung abhängt, damit die Ansicht in vollem Reize erscheine: Jeder, der Landschaften beobachtete, weiß, daß diese eben so

gut beau jour haben, wie das schöne Antlitz einer Dame, und wie ich demjenigen, der so glücklich ist, dem Letzten zu begegnen, wünsche, daß es an einem solchen Tage des Lächelns geschehe, so wünsche ich, daß ein Besucher meiner Lieblingsstelle auf dem Hamburger Stadtwall zu diesem belohnenden Spaziergang einen wahrhaften beau jour erwähle. Ich führte zwey Fremde in einer Sommer-Abendstunde dahin, und hatte die Freude, in jeder Rücksicht die günstigsten Umstände anzutreffen. Vor uns lag der Elbstrom, wie Silber so rein, die untergehende Sonne, vor welcher ein riesiges Gewölk sich aufthürmte, spiegelte sich darin mit all der Farbenpracht, die sie vor unsern Augen entfaltet, und bestreute die Wasseroberfläche mit Millionen Diamantfunken. Das nahe gelegene Hamburg ließ jedes Bierwerk seiner Thürme unterscheiden, so rein war die Luft; dagegen überzog das fernere Altona ein violetter Duft, und nur die höchsten Punkte erschienen deutlich wie Silhouetten gegen den goldgefärbten Hintergrund des Himmels, auf welchen man nur schüchtern das Auge richten konnte, da einzelne mächtige Straßen durch die verschleperte Häusermasse brachen, ein Abschied der sinkenden Tageskönigin. Die Schiffe des unter uns liegenden Hafens hatten ihre buntfarbigen Flaggen und Wimpel aufgezo- gen, ferne Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft stolzer Dreymaster, und als diese nun, vom Winde begünstigt, mit vollen Segeln herauf kamen, dem unendlich schönen Bilde ein poetisches Leben gebend, wem wäre nicht bey diesem Anblick der Vers eingefallen:

„Hohe, lichte Traumgestalten zogen,
Stolz wie Schwäne, durch die blaue Flut.“

Wir standen da, umduftet von tausend blühenden Gebüschen, umsäuselt von dem flüsternden Laub der Bäume, und konnten uns von diesem Punkte nicht losreißen, bis die Nacht mit ihrem herabgelassenen Vorhang das Schauspiel schloß. Wenige Städte bieten in dem Innern ihres Weichbildes etwas Ähnliches dar, Dresden und Wien ausgenommen: Dresden auf der Brühl'schen Terrasse, Wien über dem rothen Thurmtor, aber beyden fehlt das Großartige des Hafengetriebes; Wien kann diesen Mangel wett machen, wenn es sich auf die herrlichen Gebirge in seiner Nähe beruft, deren romantischen Charakter die Hamburger Gegend ganz entbehrt, und die Wiens Ausichten einen eigenthümlichen Zauber verleihen.

Das hiesige neue Schauspielhaus ruft Häuser, Plätze, Straßen hervor. Jeder, der ein Capital anzulegen wünscht, kauft eine Baustelle in seiner Nähe. An dem Außern des erstandenen Thalia-Tempels wird sich das Auge der in der Nähe Wohnenden nicht sehr ergehen; es gleicht so wenig einem Gebäude, welches der Kunst geweiht ist, daß man beym ersten Anblick geneigt ist, es eher für eine Caserne oder eine Reitschule zu halten, als für ein Schauspielhaus. Nicht eine einzige Säule findet das Auge; leere, glatte Wände und einen Überfluß von Fenstern. Die innere Beschaffenheit dieses mit großem Kostenaufwand aufgeführten Bauwerkes hat schon zu manchen Spöttereyen Veranlassung gegeben, aber auch zu manchen vollbäckigen Lobpreisungen. Es ist nicht zu läugnen, der beleuchtete Saal imponirt; ein Eintretender, welcher mit Eleganz sich abfertigen läßt, wird erstaunen und loben. Geht man aber in Prüfung des Wesentlichen ein, so verschrumpft die äußere Pracht zu unnothwendigem Flitter, da für die Bequemlichkeit so wenig gesorgt ist, und das Ganze erscheint dann wie ein modernes, engtheiliges Röckchen, in welchem man nach neuester Mode brillirt, sich aber auch nach neuester Mode beengt, gepreßt und eingeschnürt befindet. Der überall durchblasende Wind spielt bey jedem Stücke und bey jeder Oper seine Rolle mit, und ein Spafsvogel meinte, es könne der Direction gewiß nicht fehlen, neben einem Assortiment aufgehäufter Lorberkränze auch einen tüchtigen Vorrath Geldes zu sammeln, da in diesem Theater jedes Stück zu einem Zug-Stück wird. „Alles Ding hat zwey Seiten,“ pflegt das Sprichwort zu sagen, und daß dieses Sprichwort Wahrheit redet, ist ein schlimmer Umstand für unser neues Schauspielhaus. Wenn es die zwey Seiten (Logen und Gallerie) nicht hätte, stände es gut um Hören und Sehen; aber die unglückseligen zwey Seiten werden von den Theaterfreunden gemieden, als ob sie Einsturz drohten; es ist ein seltsamer Eigensinn der Leute, daß sie sich für ihr Geld nicht mit dem Anblick von 1/2 Bühne

und dem Anhören von 4 Stück begnügen wollen. Mag man übrigens gegen das neue Theater sagen, was man will, die Musik nimmt sich herrlich darin aus, unsre Oper ist gut, Mad. Kraus-Wranitzky und Hr. Cornet sind die Stützen derselben, folglich kann man hier und da immer noch einen angenehmen Abend darin zubringen.

Um die Malerey zu heben, hat sich ein Verein gebildet, welcher zum Emporbringen einheimischer Kunst gewiß ein Wesentliches beytragen wird. Der in Hamburg lebende Maler ist sicher, für sein Bild einen Käufer zu finden, da der Ausschuß dieses Vereines nach vorhergegangener Prüfung jedes gute Gemälde anzukaufen den Auftrag hat. Jedes Mitglied der Gesellschaft (sie zählt deren viele Hunderte) bekommt nun ein Loos für einen höchst geringen jährlichen Beytrag, und an festgesetzten Tagen werden die erstandenen Kunstwerke ausgespielt, wo dann so Mancher die Freude hat, auf unglaublich wohlfeile Weise zu dem Besiz vorzüglicher Galleriestücke zu kommen. Wer in einem Vierteljahre leer ausgeht, wird vielleicht im nächsten, bey den launenhaften Gesinnungen von Dame Fortuna, ein glücklicher Gewinner, und so geschieht es, daß man gern und willig die paar Mark zu einem Unternehmen beyträgt, das für die Folgezeit von unbezweifelbarem Nutzen seyn muß.

Auch die Musik hebt muthig ihr Haupt empor. Der Apollo-Verein, der Liederkreis, die stehenden hiesigen Concerte zeugen von einem ehrenwerthen Streben nach Vervollkommnung, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir mit der Zeit uns einen besondern Ruf in dieser herrlichen Kunst erwerben werden, als wir bis jetzt genossen. Man schüttelte gewöhnlich ungläubig den Kopf, sobald von dem Zustand der musicalischen Bildung von Nord-Deutschland die Rede war; jetzt ist man still darüber, und bald wird man nicht umhin können, die Fortschritte anzuerkennen, welche dieser Theil des Vaterlandes in wahrhaft kurzer Zeit gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pesth, im September 1827.

Seit meinem letzten Briefe sind fast Sommer und Herbst und mit diesen zwey Jahreszeiten auch zwey Märkte vorübergegangen, welche für unsre gute, im Handel und Wandel lebende und webende Pesther Stadt immer wichtige Zeitabschnitte bilden, und immer — wenn sie auch wie die beyden letzten von keinem Interessenten sonderliches Lob erhalten — den in- und ausländischen Verkehr des hiesigen Places beseelen und ordnen. Die Resultate der heurigen Ernte auf Bergen und Ebenen waren fast durchgehends wenig und gut, und hatten zur natürlichen Folge, daß keines der Landproducte im Preise gefallen ist; vielmehr sind einige, zumal die Cerealien aller Art, durch mancherley Coniuncturen bedeutend gestiegen, und diejenige Volksclasse, bey welcher Jahr aus Jahr ein der Verdienst aus der Hand in den Mund geht, mag wohl dem so früh eintretenden Winter nicht ohne Sorge entgegen sehen. Indessen — diese Classe sorgt eben nicht viel für den andern Morgen, geschweige denn für künftige Monate, und die reichen Vorräthe in Stadt und Land nebst der väterlichen Sorgfalt der Behörden lassen mit Sicherheit erwarten, daß nirgends ein beunruhigender Nothstand eintreten, noch weniger aber anhalten werde. In dem von der Natur und durch seine Verfassung gesegneten Ungerlande wird man nicht so leicht eines Praesectus annonae bedürfen, und überdem — seit die lieben Kartoffeln auch da ihren gebührenden Platz gewonnen haben, kann von einer menschenverderblichen Theurung der Lebensmittel nicht wohl die Rede seyn. Auch beharren die vor- und zweyjährigen Weine auf ihren bisherigen leichten Preisen, und nur die diesjährigen sind wegen ihrer vorzüglichen Qualität etwas aufgeschlagen, was sich aber auch bald durch behufige Mischung ins Gleiche richten wird — und danächst sind andre wesentliche Bedürfnisse, als Fleisch, Holz &c. &c. nicht zu merklich gestiegen. Übrigens hat Pesth einen nahrungsreichen Winter zu hoffen. Der durch den zweyjährigen Landtag etwas ins Stocken gerathene Verkehr vor und mit den hohen Behörden, und was ihnen anhängig, fängt schon an mit verdoppelter Stärke einzutreten, und die desfalls interessirten Familien und Individuen (unter letztere kann man gegen 1000 Juraten und Patra-

risten rechnen), haben sich schon häufig eingefunden, nachdem sie ziemliche Zeit des Aufenthaltes an hiesigem Orte entrather hatten: — ja man darf nach mäßigem Überschlag annehmen, daß im Winter von 1827 — 1828 weit über eine Million Gulden W. W. mehr, als in den Wintern 1825 — 1827 auf hiesigem Platz in Umlauf gesetzt werden wird. Dies macht etwas aus, zumal in einer Gewerbsstadt wie Pesth, wo nur in der Rührigkeit und Nahrung der untern und mittlern Volksclassen das Gemeinwohl beruhet. Hier mehr als irgendwo bewährt sich der sinnige Ausspruch jenes englischen Statistikers: „Das Rad ist von Messing, welches die goldenen Uhrzeiger in Bewegung setzt,“ denn, was wäre denn ein Pesther Hausherr (bekanntlich sind die Hausbesitzer hier die wohlhabendsten Bürger), wenn ihm seine Miethleute oben und unten nicht den Zins zahlen könnten? — eben so wenig als ein ungarischer Grundherr ohne ergiebige Arbeit seiner Hörigen und ohne leidlichen Preis seiner Producte. Doch auch das kommt jetzt der Pesther Stadt zu gute, daß der Aufschwung der meisten landwirthschaftlichen Erzeugnisse dem hohen und niedern Landmanne mehr Baarschaft in die Hand gegeben, und somit es ihm erleichtert hat, durch Tilgung der alten Rechnungen sich neuen Credit zu erwerben, darnächst aber auch sich dem schädlichen Verkehr mit beschnittenen und unbeschnittenen Wucherern zu entziehen. Gewiß! wenn es dem Ökonomen wohl geht, so hat es auch der Handwerker und Kaufmann, überhaupt aber der Städter, gut, und besonders der Civis Pesthiensis, welcher, so zu sagen, inmitten der Schmalzgrube Ungarns sitzt, und als Central-Städter vor allen ungarischen Städtebewohnern seine Waaren und Manufacturen leicht und hoch an den Mann bringt. Denn — ungerechnet, daß sein perennirender und alljährlich viermal durch geschäftlichen Umschlag belebter Markt auch noch durch die fast immer pulsirende Herzader des Handels, durch die mächtige Donau, fortwährend en vogue erhalten wird, so macht auch die Concentrirung der geschäftlichen Hauptressorts des Reichs in Ofen und Pesth es nothwendig, daß jeder halbwegs bedeutende ungarische Edelmann und jeder halbwegs occupirte ungarische Geschäftsmann des Jahres ein paar Mal nach Pesth reise, und da einige Zeit verweile, um seine Affairen zu ordnen und zu fördern. Ein solcher Aufenthalt kostet allemal dem Reisenden Geld für eine Person und für die ihm Angehörigen, sie mögen ihn begleiten oder nicht. Ohne des Dänischen Epigrammes:

„Cantabant reduces coram latrone clientes,
Semper enim vacuus currit ab orbe cliens“ *)

zu gedenken, glaube ich doch, daß jährlich viele von hier Heimreisende seufzend bemerken, daß in Ungarn das Pesther Pflaster das theuerste sey. Freylich können sie nicht sagen, daß es überall das beste sey, — indessen! es ist doch an vielen Orten gut, und man thut von Seiten der bezüglichen Behörden alles Mögliche, um in der innern Stadt und auch nach und nach in den Vorstädten die Wünsche des Publicums zu befriedigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ob auch der Räuber es hört — auf dem Rückweg singen
Clienten;

Denn stets leer aus der Stadt eilet nach Haus der Client.“

Unmöglich war es dem Übersetzer, die im Ausgange des Pentameters: currit ab orbe cliens liegende Onomatopöie nachzuahmen, ob er gleich versichern kann, daß er solche oft gefühlt hat, wenn er nach den Märkten oder nach den Terminen die ungarischen Klepper nach Hause treiben gesehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.